

Universität
Basel

BIOZENTRUM

The Center for
Molecular Life Sciences

Nº 45 Dez. 25

Inhouse
magazine

«Raus aus der Bubble»

Claudia Keller Valsecchi über
Schlüsselmomente in ihrem Leben
und warum ein Blick über den
Tellerrand so wichtig ist.

Editorial

Liebe Mitarbeiterinnen, liebe Mitarbeiter

Über den Tellerrand schauen, die Komfortzone verlassen, sich aus der Bubble bewegen – darum geht es in dieser Inhouse-Ausgabe immer wieder. Im Sommer hat Claudia Keller Valsecchi als Assistenzprofessorin für Molekularbiologie am Biozentrum begonnen. Sie erforscht, wie Zellen Unterschiede in der Zahl der Geschlechtschromosomen ausgleichen. Um nun dahin zurückzukehren, wo sie einst ihr Biologiestudium begann, waren einige Sprünge über den Tellerrand nötig.

Mut, den eigenen Weg zu gehen, bewies auch Alumna Anna Seelig. Als Frau in einer Männerdomäne musste sie in ihrer Karriere immer wieder schwierige Entscheidungen treffen. Im Interview erzählt sie, wie es ihr dennoch gelang, in der Forschung Fuss zu fassen.

Ganz am Anfang seiner Forscherkarriere steht Lukas Beckert. Er engagiert sich im PhD-Club und organisierte im Oktober mit dem PhD-Komitee einen erfolgreichen Career-Event mit Roche-CEO Thomas Schinecker. In «5 Fragen an» erzählt er, wie es dazu kam.

Veränderungen gibt es auch im Kommunikationsteam: Rose Marie Suter, langjährige Übersetzerin und Korrektorin der englischen Inhouse Ausgabe, ist im Oktober pensioniert worden. An dieser Stelle: Herzlichen Dank für deine wertvolle Mitarbeit – und dir viele Gelegenheiten, über den Tellerrand zu blicken! Apropos Tellerrand: Auch Lagerkoch Flavio Ackermann kennt sich damit bestens aus – und überrascht mit einem Hobby, das wohl kaum jemand von ihm erwartet hätte.

Viel Spass bei der Lektüre!
Eure **Inhouse** Redaktion



Das «Jeder-kennt-jeden-Gesetz» besagt, dass alle Menschen auf der Erde sich über maximal sechs Ecken kennen. Am Biozentrum ist es oft nur eine: Claudia Keller Valsecchi kannte Joachim, den Mann von Anna Seelig, eine unserer Alumni, die nun neu im Inhouse ihren Platz haben.

Inhaltsverzeichnis

Forschung

4 «Raus aus der Bubble» – Claudia Keller Valsecchi

Rund um Forschung

7 Junge oder Mädchen?

Campusreport

8 Das Pharmazentrum im Wandel

Nachwuchsforschende

11 Generation A(lpha) bis Z

Technologieplattformen

12 Rocket Science

Services

13 Communications – New Look, New Vibes

PhD Club

14 5 Fragen an Lukas Beckert

Hobbies am Biozentrum

15 Risotto für 200 und Shakespeare für alle

Alumni

16 «Habe den Mut, den eigenen Weg zu gehen.» – Anna Seelig

People

19 Neue Mitarbeitende



«Raus aus der Bubble»

Aufgewachsen ist sie mit drei Schwestern in Pratteln. Der Zufall hat sie zur Molekularbiologie gebracht. Claudia Keller Valsecchi, die einst am Biozentrum studiert hat, ist nun als Professorin zurückgekommen. Im Gespräch erzählt sie von ihrer Verbundenheit zur Heimat und wie unwahrscheinlich es eigentlich war, irgendwann wieder hier zu sein. [Interview · Heike Sacher](#)

Du bist mit drei Schwestern aufgewachsen. Haben alle in deiner Familie ein besonderes Interesse für Naturwissenschaften?

Nein, wir vier machen alle etwas anderes. Meine ältere Schwester ist Juristin und arbeitet in Zürich im Verlagswesen für juristische Fachliteratur, dort betreut sie den Onlinebereich. Meine jüngere Schwester arbeitet in der Gastronomie – aktuell im Restaurant auf dem Pilatus. Meine jüngste Schwester ist Pflegefachfrau geworden. Also rückblickend ziemlich spannend, wo wir alle gelandet sind.

Und deine Eltern?

Mein Vater ist ursprünglich Schriftsetzer aber machte mit Anfang 30 eine Ausbildung zum Krankenpfleger – das blieb er bis zur Pensionierung, und hat es sehr gerne gemacht.

Meine Mutter ist biomedizinische Analytikerin und war 49 Jahre lang bei Viollier. So lange dabei zu bleiben, hat mich immer beeindruckt.

Wie war dein Weg zur Biologie und in die Forschung?

In der Schule mochte ich Mathe, Chemie und Physik – Biologie eigentlich weniger. Denn das war vor allem Pflanzenkunde und bestand aus Blättersammeln, pressen und einkleben – und ich bin eher ungeduldig (lacht). Der Weg in die Molekularbiologie war dann eher ein Zufall: Am Gymnasium wollte ich einen Mathekurs belegen, der dann nicht zustande kam. Stattdessen wurde ich in einen neu ins Leben gerufenen Kurs «Die Moleküle des Lebens» eingeteilt. Hier haben sie die Schüler versammelt, die ein Interesse an Naturwissenschaften hatten. Dieser Kurs – es ging um DNA, Proteine

Forschung

und die Entstehung des Lebens auf molekularer Ebene – hat mich komplett gepackt.

Nach der Schule warst du erst bei einer Investmentbank. Wie kam es dazu?

Ja, zwischen Matura und Studienstart und später dann auch in den Semesterferien habe ich dort im Bereich Marketing und Communications gearbeitet. Ich habe viel Übersetzungs- und Qualitätssicherungsarbeiten übernommen, Corporate-Identity-Richtlinien überprüft und hatte viel Kundenkontakt. Das Arbeiten war sehr analytisch, fast pedantisch, hat mir allerdings später beim wissenschaftlichen Schreiben und Korrigieren von Publikationen enorm geholfen. Und ich habe gelernt: Ich bin nicht für Grosskonzerne gemacht (lacht).

Woran erinnerst du dich besonders, wenn du an deine Zeit als Studentin am Biozentrum denkst?

Es war eine tolle Zeit. Urs Jenal, Markus Affolter, Markus Rüegg und Silvia Arber waren damals schon hier. Sie haben wirklich sehr gute Vorlesungen gehalten. Ich erinnere mich noch heute beispielsweise an Einzelheiten aus Urs Vorlesung. Er ist und bleibt ein Vorbild für mich.

Und wie kam es, dass du dich am Biozentrum beworben hast?

Eigentlich war ich erst ein paar Jahre am Institute of Molecular Biology in Mainz und hätte noch länger bleiben können. Und dann sah ich die Ausschreibung am Biozentrum. Ich musste mich einfach bewerben, denn so eine Stelle gibt es nicht oft, und zurück in die Schweiz wollten wir als Familie langfristig eigentlich sehr gerne.

Und dann?

Wir waren gerade in Mainz umgezogen. Als ich für mein Bewerbungsgespräch in Basel war, sass mein Mann noch zwischen Umzugskisten und unser kleiner Sohn war krank. Als Alex mir dann via Skype zusagte, war einer meiner ersten Gedanken: «Oh nein, nicht noch ein Umzug.» Nein, im Ernst, natürlich haben wir uns beide riesig gefreut.

Wann kam die Entscheidung, eine Forschungskarriere einzuschlagen?

Das war kein Lebensplan, sondern kam Schritt für Schritt. Eine wichtige Station war meine Masterarbeit am FMI in Basel. Meine Betreuerin damals war super, sie hat mir die Basics im Labor gezeigt, wie man Experimente richtig plant, sein Laborbuch führt und akkurat dokumentiert. Die Doktorarbeit habe ich dann in einer anderen Gruppe, auch am FMI, gemacht – darin ging es um Chromatin und RNA in Hefe. Diesem Gebiet bin ich in gewisser Weise treu geblieben. Anschliessend ging es für mich ans Max-Planck-Institut in Freiburg, und später als Gruppenleiterin ans IMB in Mainz.

Woran forschst deine Gruppe?

Uns interessieren Geschlechtsunterschiede in der Genregulation – insbesondere die Geschlechtschromosomen. Beim

Menschen haben beispielsweise die Frauen zwei X-Chromosomen und die Männer jeweils ein X- und ein Y-Chromosom. Damit hätten Frauen theoretisch die doppelte Menge an x-chromosomalen Genprodukten, wenn sie nicht stumm geschaltet würden. Wir wollen herausfinden, auf welche Weise Organismen diese unterschiedliche Gendosis kompensieren. Dazu arbeiten wir unter anderem mit Malaria-Mücken.

Ein wichtiges Thema für die Malaria-Prävention. Was habt ihr bereits herausgefunden?

Die überraschende Entdeckung war, dass Prozesse, die in anderen Organismen essenziell sind, bei *Anopheles*-Mücken viel toleranter zu sein scheinen. Vereinfacht gesagt: Schaltet man dort bestimmte Dosiskompensations-Mechanismen aus, sterben die Tiere nicht zwingend. Das ist biologisch spannend – und auch für die Anwendung relevant, denn es beeinflusst, welche genetischen Strategien zur Eindämmung vom Überträger von Malaria wirksam sind.

Warum sind gerade Mücken für euch ein spannendes Forschungsobjekt?

Malaria wird nur von weiblichen Mücken übertragen. Die klassische Bekämpfung setzt auf Insektizide – dagegen gibt es inzwischen allerdings weit verbreitete Resistenzen. Darum werden nun vermehrt gentechnische Ansätze wie Sterilitätsstrategien diskutiert. Dazu muss man aber die genetischen Voraussetzungen in der Mücke genau verstehen.

Nun bist du zurück in Basel – was bedeutet dieser Ortswechsel für dich?

Ganz ehrlich: Es fühlt sich fast surreal an. Ich hätte nie gedacht, dass das klappt – und dann gleich am Biozentrum. Wissenschaftlich ist die Qualität hier enorm: Universität Basel, ETH-Partner, FMI, Industrie – Seminare, Infrastruktur, Core Facilities.

Arbeitest du schon mit anderen Teams am Biozentrum zusammen?

Ja, erste Kooperationen laufen schon, unter anderem mit Maria Hondele und Sebastian Hiller. Inhaltlich passt das sehr gut.

Wie gross soll dein Team werden?

Eine gute Grösse sind etwa zehn, zwölf Personen – genug kritische Masse und doch überschaubar. Wichtig ist eine gute Mischung aus Erfahrung, von Bachelor und Master bis zum Senior-Postdoc.

Und wie sieht es mit der Lehre aus?

Darauf freue ich mich. Bisher habe ich vor allem am Max-Planck-Institut und am IMB auf Institutsebene betreut und weniger formale Lehre gemacht. Mit der geplanten Curriculum-Umstellung steige ich dann hier ein – wahrscheinlich mit Themen wie eukaryotische Genetik, Entwicklungsbiologie und Genregulation.

Claudia Keller Valsecchi studierte Biologie mit Schwerpunkt Molekularbiologie am Biozentrum und erwarb ihren Master of Science am FMI. Nach ihrer Promotion am FMI wechselte sie als Postdoktorandin an das Max-Planck-Institut für Immunbiologie und Epigenetik in Freiburg. Seit Mai 2020 leitete sie eine Forschungsgruppe am IMB in Mainz. Im August 2025 kam sie als Assistenzprofessorin ans Biozentrum. Claudia lebt zusammen mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Allschwil.



Du warst lange in Deutschland und bist nun zurück in der Schweiz. Wie blickst du auf die beiden Forschungslandschaften?

Die Art zu Forschen ist in den einzelnen Ländern Europas schon sehr unterschiedlich, obwohl alles Europa ist. In Deutschland sind die Verwaltung und Regularien viel spürbarer, und auch die Grants-Landschaft funktioniert anders. Hier in Basel ist vor allem die Dichte exzellenter Gruppen sehr hoch – das ist wirklich ein grosser Vorteil.

Wenn du zurückschaust, was war für dich «der» Schlüsselmoment?

Ich hatte sogar zwei. Der Gymnasialkurs «Moleküle des Lebens» – ohne den wäre ich wahrscheinlich in der Archäologie, Pharmazie oder Mathematik gelandet. Und später die Master-Zeit am FMI, wo ich gelernt habe, was es heisst, selbstständig zu forschen.

Und privat: Was erdet dich ausserhalb des Labors?

Als Familie wollten wir erst mal ankommen: Unser Sohn ist im Kindergarten gestartet, mein Mann managt im Moment viel zu Hause und schaut nach seiner Mutter. Er hat in Mainz als Gebäudemanager gearbeitet und will sich nun in Ruhe

nach etwas Neuem umschauen. Und für mich ist neben dem Labor die Musik schon immer wichtig.

Spielst du ein Instrument?

Ja, ich spiele Trompete und Klavier. Früher habe ich im Musikverein und in mehreren Bands gespielt, wo ich auch meinen Mann kennengelernt habe. Musik machen ist für mich der beste Ausgleich, weil es mich sofort fokussiert und die Atmung verändert.

Was möchtest du jungen Forschenden mitgeben?

Erstens: Handwerk zählt – saubere Experimente, gute Notizen, klare Abbildungen sind Grundlage für alles. Und zweitens: Raus aus der eigenen Bubble! Suche aktiv neue Begegnungen und Perspektiven. Viele meiner Wege habe ich eingeschlagen, weil ich vorher bewusst «andere Wege» gewählt habe: Bei einem Wandertag vom FMI zum Beispiel habe ich mich – ganz bewusst – nicht meiner eigenen Gruppe angeschlossen, sondern eine andere Tour gewählt. Auf dem Rückweg bin ich in einer Gondel mit Marc Bühler gelandet. Wir haben lange gesprochen. Ein paar Monate später habe ich dann meine Doktorarbeit bei ihm angefangen. ■



Masterjahrgang 2008.

Junge oder Mädchen?

Warum haben manche Mütter nur Töchter und andere nur Söhne? Eine neue Studie zeigt: Die Chance, einen Jungen oder ein Mädchen zu bekommen, ist nicht 50:50. **Text · Katrin Bühler**

Junge oder Mädchen? Unzählige Mythen kursieren darüber, wie Paare schon bei der Zeugung das Geschlecht ihres Kindes beeinflussen können. Die Gründe, warum sich Familien ein bestimmtes Babygeschlecht wünschen, sind vielfältig. Sei es der Wunsch nach einem Sohn als Stammhalter oder nach einer Tochter, die sich später im Alter um die Eltern kümmert. Manchmal wünschen sich Familien mit drei Söhnen auch einfach noch eine Tochter oder umgekehrt. Aber auch traditionelle Geschlechterbilder und kulturelle Prägungen spielen eine Rolle. So sind Mädchen in einigen Kulturen unerwünscht, da sie die Familie verlassen und sie zudem mit hohen Heiratskosten belasten.

An originellen Ideen, dem Schicksal ein wenig auf die Sprünge zu helfen, mangelte es den Menschen nicht: In der Antike legten sich die Männer auf die rechte Seite, um einen Jungen zu zeugen. In Frankreich gab es die kuriose Vorstellung, dass man durch Abbinden des rechten Hodens einen Jungen «bestellen» könne. Angeblich soll sich auch die Ernährung der Mutter oder der Zeitpunkt des Geschlechtsverkehrs auf das Geschlecht des Kindes auswirken. Theorien und Methoden des Schicksals zu lenken, gibt es zuhauf, wissenschaftlich bewiesen ist keine.

Alles reiner Zufall?

Das Geschlecht eines Kindes hängt nur von einem Faktor ab, ob ein Spermium mit einem Y- oder mit einem X-Chromo-

som die Eizelle befruchtet. Die Chance einen Jungen oder ein Mädchen zu bekommen, liegt somit bei 50:50 – wie beim Werfen einer Münze. Tatsächlich gibt es weltweit gesehen ungefähr gleich viele Männer wie Frauen. Ist alles also purer Zufall?

So einfach ist es nicht, wie Forschende der Harvard Universität nun in einer gross angelegten Studie herausgefunden haben. Bei einigen Familien fällt die Münze auffällig einseitig nur auf «Kopf» oder «Zahl». Wer kennt sie nicht in seinem Umfeld, Familien, die nur Mädchen oder nur Jungs haben. Der Schauspieler Bruce Willis ist zum Beispiel mit fünf Töchtern, der Schweizer Autor Martin Suter mit drei Söhnen gesegnet. Und unsere neue Professorin, Claudia Keller Valsecchi, ist mit drei Schwestern gross geworden.

Entgegen dem reinen Zufallsprinzip, haben einige Mütter demnach die Tendenz, Kinder des gleichen Geschlechts zu bekommen. Wie hoch die Chance für gleichgeschlechtliche Nachkommen ist und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen, diesen Fragen ging das Team um Siwen Wang in ihrer in «Science Advances» publizierten Studie nach. Dafür haben sie die Daten von etwa 58000 Frauen ausgewertet, darunter Aufzeichnungen zu Schwangerschaften, Anzahl Kinder und Geschlecht, genetische Daten sowie zahlreiche weitere Angaben wie Alter, Grösse und Gewicht. Insgesamt analysierten sie über 146000 Geburten aus den Jahren von 1956 bis

2015. Die Daten stammten aus den bekannten «Nurses' Health Study», grossen Langzeitstudien zur Frauengesundheit und Verhütung.

Gleich und gleich gesellt sich gern

Zu ihrer Überraschung stellte sich heraus, dass in Bezug auf das Geschlecht der Nachkommen der Münzwurf tatsächlich nicht neutral, sondern gewichtet ist. Anders als die reine Zufallsverteilung erwarten liess, gab es mehr gleichgeschlechtliche Geschwister. Die Chance ein Mädchen oder einen Jungen zu bekommen ist nicht 50:50, sondern zugunsten eines Geschlechts verschoben. Mit jedem Jungen, den eine Frau geboren hat, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass auch das nächste Kind ein Junge wird. Bei drei Jungen beträgt die Chance für einen vierten Jungen 61 Prozent, bei drei Mädchen ist die Wahrscheinlichkeit für eine weitere Tochter 58 Prozent.

Einfluss auf das Geschlecht der Kinder haben sowohl das Alter der Mütter als auch genetische Faktoren. Bei Frauen, die bei ihrer ersten Geburt älter als 28 Jahre waren, lag die Wahrscheinlichkeit um 13 Prozent höher, entweder nur Mädchen oder nur Jungs zu bekommen. Warum das so ist, sei allerdings noch unklar. Neben den Geschlechtschromosomen beeinflussen vermutlich auch biologische Faktoren das Geschlecht des Nachwuchses. Diskutiert werden beispielsweise Veränderungen, die mit dem Alter einhergehen

– wie etwa eine kürzere erste Phase des Menstruationszyklus, welche eher Jungen begünstigen könnte, oder ein niedrigerer pH-Wert in der Vagina, der für Spermien mit X-Chromosom vorteilhafter ist.

Viele Theorien, noch wenige Antworten

Offenbar haben auch bestimmte Genvarianten einen Einfluss auf das Geschlecht: Mütter mit der Genvariante NSUN6 auf dem Chromosom 10 bekommen häufiger rein weibliche Nachkommen, dagegen ist die Variante TSHZ1 auf Chromosom 18 mit reinen Jungenfamilien verknüpft. Wie die Genvarianten mit der Fortpflanzung zusammenhängen, ist offen.

Nach Ansicht von Joshua Wilde, Professor an der Universität Oxford, bedarf es weiterer Studien. Viele Faktoren, die das Geschlechterverhältnis beeinflussen, wurden nicht erhoben, wie beispielsweise der Hormonstatus, Ernährung, Lebensweise oder väterliche Faktoren. Auch Aspekte der Familienplanung fanden nur teilweise Berücksichtigung. Familien mit einem Mädchen und einem Jungen könnten die Familienplanung bereits nach zwei Kindern abschliessen, wohingegen bei Familien mit gleichgeschlechtlichem Nachwuchs eher der Wunsch nach einem dritten oder vierten Kind aufkommt. Dies könne die Statistik verzerren. Hinzu kommt, dass die Studienteilnehmerinnen zu 95 Prozent weisse Frauen mit europäischer Abstammung waren, und die Diversität der Bevölkerung weltweit keineswegs repräsentieren.

Doch ob Mädchen oder Junge, 50:50 Chance oder nicht – für das persönliche Glück ist es letztendlich egal, auf welche Seite die Münze fällt. Auch das wurde übrigens in einer Studie nachgewiesen. ■

Quelle: Siwen Wang et al. Is sex at birth a biological coin toss? Insights from a longitudinal and GWAS analysis. *Science Advances*; 18 Jul 2025, Vol 11, Issue 29

Das Pharmazentrum im Wandel

Das Departement Pharmazeutische Wissenschaften steht seit über einem Jahrhundert im Herzen von Basel und der europäischen Pharmalandschaft. Heute, da sich die Pharma-industrie als solches verändert, muss sich auch das Department neu erfinden: Zwischen Baustelle, strukturellen Veränderungen und internationalem Wettbewerb.

Text · Livio Stöckli

Wer das Pharmazentrum an der Klingelbergstrasse betritt – Hauptsitz des Departements Pharmazeutische Wissenschaften – spürt beides: die lange Geschichte der Basler Pharmazie und den Gegenwind der Gegenwart. 1917 gegründet, steht das Department Pharmazeutische Wissenschaften heute mitten im globalen Strukturwandel der Branche. Es hat wie kaum ein anderes Departement das Basler Life-Sciences-Ökosystem mitgeprägt. Lange Zeit standen Pharmazentrum und Biozentrum Seite an Seite.

Das Pharmazentrum ist ein Ort, an dem die Entwicklung, Herstellung, Wirkungsweise und Anwendung von Arzneimitteln erforscht und gelehrt werden – an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Medizin. «Unser Departement verbindet Lehre, Forschung und Praxis auf besondere Weise. Über den gesamten Entwicklungsprozess eines Arzneimittels hinweg, zeichnet es sich durch seine breite und international erfolgreiche Forschung aus», sagt Geschäftsführerin Andrea Binz, die gemeinsam mit Departementsvorsteher Prof. Dr. Markus Lill und Studienkoordinatorin Leonie Reuthner das Leitungsteam bildet.

Die 230 Mitarbeitenden des Departements bilden nicht nur die nächste Generation von Apothekerinnen, Forschern und Industrieexpertinnen aus – im Basler Kontext spielen die Pharmazeutischen Wissenschaften eine Brückenrolle zwischen Universität und Industrie. «Wir sind eng vernetzt mit Spitälern, Apotheken, Start-ups und pharmazeutischen



Unternehmen», erklärt Andrea. Diese Verzahnung von klinischen und industriellen Perspektiven bildet das Fundament der Basler Pharmazie.

Unter Druck: Der Pharmastandort Basel

Die Nähe zur Industrie ist ein Privileg – und zugleich eine Herausforderung: Wenn grosse Unternehmen wie Roche oder Novartis ihren Fokus in die USA verlagern, hat das direkte Auswirkungen auf die regionale Ausbildungslandschaft. Masterstudierende gehen oft bereits für Praktika in die Industrie – fällt dieser Weg weg, gerät auch die Attraktivität des Unistandorts Basel ins Wanken. Auch der englischsprachige Master «Drug Sciences» ist eng an die Industrie gekoppelt; Gastdozierende aus Unternehmen unterrichten, Studierende schreiben Masterarbeiten in der Praxis. Genau hier spürt das Departement den Zeitenwechsel: Unternehmen richten ihre Investitionen neu aus, Teile der Wertschöpfung wandern vermehrt in Richtung USA ab. Für Basel ist das ein Weckruf.

Gleichzeitig gilt Basel als führender Standort für die Life Sciences. Kaum ein anderer Ort vereint auf so engem Raum akademische Forschung, industrielle Entwicklung und klinische Anwendung. Um diese Tradition zu erhalten, bildet das Pharmazentrum entlang der gesamten Entwicklungskette aus. Andrea sieht dies als grosse Stärke des Departements: «Unser Ziel ist, die Pharmazie sichtbar zu machen – innerhalb der Uni, in der Stadt und darüber hinaus.»

Grosses Gebäude, knappe Ressourcen

Trotz der zentralen Rolle des Departements sind die Ressourcen begrenzt. Nur 7,5 strukturelle Professuren tragen die Lehre für rund 650 Studierende in den Studiengängen BSc Pharmazeutische Wissenschaften, MSc Pharmazie sowie MSc Drug Sciences. Dazu kommen zahlreiche Doktorierende und Postdocs. «Die grösseren Professuren betreuen bis zu zwanzig Masterarbeiten pro Jahr», betont Andrea.

Eine Herausforderung sind auch Platzprobleme: Das Departement ist derzeit auf mehrere Standorte verteilt, von der Klingelbergstrasse bis ins Rosentalquartier. Der Neubau des Departement Biomedizin (DBM) soll Entlastung bringen, jedoch ist bereits klar, dass das neue Gebäude – mit einer geplanten Fertigstellung um 2031 – bereits zu klein ist für das DBM. Gleichzeitig sind die Räumlichkeiten im Pharmazentrum knapp und hoch ausgelastet, denn bislang forschen unter demselben Dach Einheiten des DBM sowie das Swiss Nanoscience Institute (SNI).

Gerade die Baustelle des DBM-Neubaus verlangte in den letzten Monaten grosse Aufmerksamkeit: «Baulärm und Vibrationen erschweren den Forschungsalltag», sagt Andrea. So erfordert der Schutz sensibler Experimente und Ausweichlösungen viel Koordination. «Vermitteln, moderieren und motivieren gehören ebenso zu meinem Alltag wie Budgetpläne oder Strategieprozesse», sagt Andrea.

Zwischen Tradition und Moderne

Ressourcenknappheit, wachsende Konkurrenz – das Departement steht exemplarisch für die moderne Universitätslandschaft: verwurzelt in der Tradition, herausgefordert von neuen wissenschaftlichen Methoden, Globalisierung und Digitalisierung, getragen von einer internationalen Community. Die Pharmazeutischen Wissenschaften sind im Umbruch. Um diesen Wandel aktiv zu gestalten, werden die Studiengänge und Forschungsaktivitäten kontinuierlich weiterentwickelt.

«Aktuell wird der Master Drug Sciences überarbeitet, um Themen wie Digitalisierung, Datenanalyse und Künstliche Intelligenz noch stärker in die Lehre und Forschung zu integrieren», sagt Andrea. Auch der Bereich Computational Pharmacy gewinnt zunehmend an Bedeutung und treibt diese Modernisierung voran. «Wir möchten das Pharmazentrum als einen Ort zeigen, an dem innovative Forschung, praxisnahe Lehre und interdisziplinäre Zusammenarbeit Hand in Hand gehen», fasst Andrea zusammen.

Pharmaziehistorisches Museum als Aushängeschild

Auch Kooperation – nicht nur mit der Industrie, sondern auch im Uni-Kosmos – sieht Andrea als zentralen Bestandteil der Departementsstrategie. Universitätsspital, UKBB und Apothekennetz ermöglichen eine Nähe zu Patienten, die in dieser Dichte selten ist. Künftig will das Pharmazentrum die Vernetzung mit dem DBM stärken – geplant ist unter anderem ein Symposium unter dem Titel «DBM meets DPhW». Es sind solche Initiativen, die zeigen sollen, dass das Pharmazentrum nicht im Gestern verharret, sondern den Wandel aktiv mitgestalten möchte.

Und doch: Bei aller Modernität bleibt das Departement tief in seiner Geschichte verwurzelt. Das Pharmaziemuseum am Totengässlein, das 1925 eröffnet wurde, erinnert an die Ursprünge des Fachs. Schon der spätere Nobelpreisträger Tadeus Reichstein forschte hier an Steroidhormonen, bevor er 1950 ausgezeichnet wurde. «Das Museum ist für uns mehr als eine Sammlung. Es ist ein Stück Identität», betont Andrea. Dennoch steht seine Zukunft immer wieder zur Diskussion. «Würde es an den Kanton übergehen, wäre das ein grosser Verlust – auch für unsere Lehre.»

Die Risiken des Wandels kann das Departement nicht allein abfedern. Globalisierungsdruck, Budgetgrenzen, Personal-mangel und der Wettbewerb um Flächen sind Realitäten. Die Antwort: vernetzen, priorisieren, Tempo aufnehmen – ohne das Fundament zu verlassen. Der Alltag im Pharmazentrum ist selten ruhig. Zwischen Baugerüsten, Meetings und Strategiepapieren entsteht jeden Tag Neues. «Einen typischen Tag gibt es hier nicht», sagt Andrea und lacht. «Aber das ist genau das, was ich liebe – die Vielfalt, das Tempo, die Menschen.» ■

Generation A(lpha) bis Z

Einmal Forschungsluft schnuppern? Dazu haben junge Menschen aus aller Welt jedes Jahr mehrfach die Gelegenheit:

Beim **Biozentrum Research Summer** schlüpfen Bachelor-Studierende in den Forscherkittel, arbeiten Seite an Seite mit unseren Forschenden an eigenen kleinen Projekten.

Gemeinsam mit den Gymnasiasten der **Basel Summer Science Academy (BSSA)** macht sich Dominik Buser auf die Suche nach neuen Phagen. Der Weg führte sie dieses Jahr zur Probenahme in den Basler Zoo und anschliessend zum Experimentieren ins Labor.

Im **UniKidsCamp** kommen die Kleinsten auf ihre Kosten: Viele sassen zum ersten Mal an einem Mikroskop und konnten sehen, woraus Blut eigentlich besteht. Und wer Lust hatte, durfte seine eigene Blutgruppe bestimmen.

Am **Zukunftstag** gab's noch mehr zu erleben: Hier konnten die Kids mit dem Team der IMCF auch noch einen Mikroskopie-Parcours durchlaufen.

Solche Programme sind für die Nachwuchsförderung ein Muss. Wer einmal im Labor stand, Fragen gestellt und Antworten gefunden hat, sieht Wissenschaft mit anderen Augen. Und Hin und wieder laufen einem die Jugendlichen am Biozentrum dann als Erstsemestler über den Weg. ■



Rocket Science

Zeitgeschichte

- 1924
Wolfgang Pauli legt theoretische Grundlage.
- 1938
Isidor Rabi misst kernmagnetische Resonanz.
- 1952
Felix Bloch & Edward Purcell erhalten Physik-Nobelpreis für Entdeckung der NMR-Methode.
- 1971
Raymond Damjanic zeigt, dass Tumorgewebe NMR-Signale liefert; Grundlage für Entwicklung von MRI.
- 1980er
Anwendung auf grosse Biomoleküle; Aufklärung von Proteinstrukturen. Joachim Seelig etabliert Festkörper-NMR sowie MRI am Biozentrum und an Basler Spitälern.
- 1999
Stephan Grzesiek bringt Flüssig-NMR ans Biozentrum.
- 2012
Mit Sebastian Hiller kommt weiterer NMR-Spezialist ans Biozentrum.
- 2022
Swiss High-field NMR Facility ins Leben gerufen; Standorte Biozentrum und Campus Irchel, Universität Zürich.



NMR am Biozentrum und weit darüber hinaus

Hier nehmen wir euch mit auf eine Reise ins NMR-Universum. NMR steht für Nuclear Magnetic Resonance oder Kernmagnetische Resonanz. Basiert auf magnetischen Eigenschaften bestimmter Atomkerne. Die Frequenz in Megahertz (MHz) ist ein indirektes Mass für die Magnetfeldstärke und damit die Auflösung des NMR-Gerätes. Frühe NMR-Geräte hatten 40-60 MHz, heute gängige NMR-Geräte 600-800 MHz.

Communications – New Look, New Vibes

Die Kommunikation am Biozentrum hat ein Make-over bekommen. Nachdem Evi Sonderegger im Juni pensioniert wurde, hat Heike Sacher nun die Teamleitung übernommen. Zudem ist Livio Stöckli neu dazugestossen. Neues bringt Neues. Hier ein kurzer Überblick:

Text · Heike Sacher

Internet

Next Step: Unsere Webseite soll KI-fit gemacht werden. Ziel: Sämtliche ChatBots sollen alle wichtigen Inhalte zum Biozentrum finden und den Nutzern korrekte und möglichst umfangreiche Auskünfte liefern. Dies ist auch im Hinblick darauf wichtig, dass wir weltweit neue Mitarbeitende in der Forschung ansprechen wollen. Und nicht nur das. Auch als hilfreiches Tool hat KI in der Kommunikation Einzug gehalten.

Goodbye Static – hello Motion!

Videos, Reels und Carousels – Bewegung ist gefragt, sei es auf Social Media oder auf unserer Webseite. Gestartet haben wir mit einem Film über unsere hauseigene, internationale Community, veröffentlicht auf der Homepage, und als Kurzformate in den Sozialen Medien. Im neuen Jahr geht's dann der «Statik» auf der Homepage an den Kragen. Für ein neues «Look and Feel» sollen auch hier Videos und bewegte Bilder zum Zuge kommen.

Young and fresh

Ein Schwerpunkt bei uns sind junge Forschende, regional und weltweit. Dazu haben wir unseren Instagram Account aufgefrischt und neu «gebrandet». Posts gibt's nun regelmässig mit News und Stories aus der Forschung und Community am Biozentrum. Auch für die Bewerbung des neuen Studiengangs eine perfekte Plattform. Bluesky und LinkedIn sind auch weiterhin wichtige Kommunikationskanäle, während X aus hinreichend bekannten Gründen mehr und mehr verschwindet. Also: Folgt uns, repostet und taggt uns, wenn immer möglich! Nutzt LinkedIn, Insta oder Bluesky. Wir sind auch offen für weitere Ideen – kommt einfach auf uns zu. Ihr findet uns im Communications-Office im 4. Stock!

Do it yourself

Und auch unsere Pls haben wir auf dem Schirm: Neben den «Einblicke Biozentrum» Coachings soll es im kommenden Jahr einen «Good to Know»-Flyer in Sachen Kommunikation für neue Pls geben. Auch ein zusätzliches Beratungsangebot für die Nutzung von Social Media Kanälen ist in Arbeit. Denn die eigene PR der Forschenden und ihre weltweiten For-

schungsnetzwerke sind unentbehrlich, um den Ruf des Biozentrums weiterzutragen. Keine PR ist besser als Mund zu Mund oder aber auch Post-to-Post Propaganda.

Wissenschaft im Bild

Neben bewegten Bildern soll auch Forschung illustriert werden. Wissenschaftliche Zeichnungen oder Animationen für unterschiedliche Kanäle werden derzeit entwickelt. Denn Infos im Bild, bewegt oder nicht, sind schon lange kein Nice-to-Have mehr, sondern wichtiges Kommunikationsmittel in der heutigen Multimedia-Landschaft. Aber Schritt für Schritt...

Keep me posted

Weitere Infos zu jeglichen Neuerungen wird es immer wieder mal im Newsletter geben, der ab jetzt viermal im Jahr in eurem E-Mail-Postfach landet. Hier findet ihr auch Infos über einen geplanten Merchandise-Verkauf am Empfang im kommenden Jahr – von T-Shirts bis Taschen – und auch neue Gadgets. Fortsetzung folgt.

Danke ChatGPT für die Korrekturhilfe 😊



5 Fragen an Lukas Beckert

Interview · Livio Stöckli

Du bist erst seit letztem Jahr am Biozentrum. Wie hat dich dein Weg hierher geführt?

Ich bin im Januar 2024 zum Promovieren ans Biozentrum gekommen. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, bin ich schon fast bei der Hälfte, was ziemlich verrückt ist. Davor habe ich Pharmazie in Freiburg studiert, war eine Zeit in Oxford, habe dort an einem Impfstoff gearbeitet und mein Diplom abgeschlossen. Wissenschaft in internationaler Zusammenarbeit zu erleben, hat mich überzeugt, dass ich weiter interdisziplinär forschen möchte. Ein Fellowship des Swiss Nanoscience Institute hat mich nach Basel gebracht. Jetzt bin ich hier, forsche, lerne und pendle zwischen Basel und dem vertrauten Freiburg.

Und woran arbeitest du aktuell?

Ich promoviere beim Swiss Nanoscience Institute, betreut von Roderick Lim und Maria Hondele. Mein Hauptprojekt dreht sich um künstliche DNA-Origami-Nanoporen. Hier nutzen wir DNA als Baumaterial, um winzige 3D-Strukturen zu bauen. Nur dass wir statt Papierkraniche nanoskalige «Tore» bauen, die den Kernporenkomplex nachahmen. Wir wollen verstehen und kontrollieren, wie Moleküle hindurchgelangen, mit möglichen Anwendungen in der Biosensorik oder gezielter Wirkstoffabgabe. Parallel arbeite ich mit Mitchell Brüderlin und Kevin Baumann an REsolve, einem translationalen Projekt, in dem wir präzisere Spitzen für die Rasterkraftmikroskopie entwickeln. Meine nächsten Jahre werden also eine Mischung aus Grundlagenforschung und Engineering. Ich halte mir offen, wohin es danach geht.

Was begeistert dich an deiner Arbeit besonders?

Mich fasziniert die Kombination aus Kreativität und Präzision. DNA-Nanotechnologie ist wie molekulares Lego: Man kann fast alles entwerfen – Sensoren, Maschinen, Transportsysteme – und sie dann wirklich bauen. Das Schöne ist: Es bleibt nicht nur Theorie. Was wir heute im Labor erforschen, könnte morgen in der Medizin Anwendung finden. Besonders motivierend finde ich Projekte, die als Grundlagenforschung beginnen und später in der Praxis Verwendung finden. Und ehrlich gesagt ist es einfach ein tolles Gefühl, durch ein Super-Resolution-Mikroskop zu schauen und zu denken: Das habe ich gebaut.

Stichwort Wirkung: Du hast kürzlich ein Event mit dem Roche Group-CEO Thomas Schinecker und McKinsey & Company organisiert. Wie kam das zustande?

Das Ganze begann mit einer spontanen «Warum nicht?»-E-Mail an ihn und keine Stunde später kam die Antwort: «You

can count on me.» Die Kolleginnen und Kollegen von Roche und McKinsey & Company waren von Anfang an unglaublich unterstützend. Die Vorbereitung führte uns zu Themen wie strategische Entscheidungsfindung unter Unsicherheit, Leadership und die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Dabei wurde mir bewusst, wie stark sich Fähigkeiten aus dem Labor – analytisches Denken, strukturiertes Vorgehen, Teamarbeit – in Führungsqualitäten übersetzen lassen. Und die Zusammenarbeit mit so engagierten Menschen war schlichtweg inspirierend.

Und wenn du nicht im Labor bist, was machst du in deiner Freizeit?

Sport war schon immer Teil meines Lebens – früher Leichtathletik, heute einfach fit bleiben. Klavierspielen hilft mir, abzuschalten und neue Energie zu tanken. Familie und langjährige Freunde aus dem Schwarzwald geben mir Rückhalt, und in Basel habe ich viele neue Menschen und Interessen entdeckt, von Architektur bis hin zu Techno-Nächten im Nordstern. Ich finde, jetzt ist für mich genau die Zeit, um Neues auszuprobieren, sich immer wieder neu zu erfinden und dabei seine Werte und Verbindungen, die einem wirklich wichtig sind, zu festigen. ■



Lukas Beckert im Gespräch mit Thomas Schinecker.

Risotto für 200 und Shakespeare für alle

Flavio Ackermann, Team Research IT



Allein vor dem Rechner? Von wegen! Flavio Ackermann liebt es in der Freizeit vor allem wuselig und voller Menschen. Mit 16 Jahren ist er bei der Jubla (Jungwacht Blauring), einem Kinder- und Jugendverband, als Jungleiter dazugestossen. Nach etlichen Jahren als Lagerleiter hat er den Weg zum Lagerkoch gefunden: Selbstgemachter Paneer für 70 Leute, Risotto für 200 oder Chili sin Carne für 720 Leute gehören in sein Repertoire. Auch wenn's stressig ist, behält er den Überblick. «Nur kurz vor dem Schöpfen sollte man mich besser nicht stören», lacht er.

Für ihn ist es vor allem die Gemeinschaft, das Miteinander, was er als Jungleiter und Lagerkoch so liebt. Ein bisschen wurde ihm das Kochen auch in die Wiege gelegt: «Wenn meine Mutter ausser Haus war, habe ich als Kind für meinen Vater und meinen älteren Bruder gekocht. Vor allem Hausmannskost.» Mittlerweile sind auch vegetarisch, vegan und glutenfrei Routine für ihn. Rund zwei Mal im Jahr begleitet er eine Woche lang Kinder- oder Jugendgruppen. «Die Jubla ist für mich eine Lebensschule», erzählt er. Nur die Reinigung von Fritteusen und Küchenböden ist und bleibt lästig. «Doch die Stimmung bei uns in der Küche ist immer gut und lässt einen auch ungeliebte Dienste leichter von der Hand gehen.»



Und als wäre dieses Hobby nicht schon genug: Flavio ist ausserdem Schauspieler im Theater Mausefalle in Solothurn, ein Laientheater, das sich einen Namen gemacht hat. Zwei bis dreimal im Jahr steht er auf der Bühne, von Shakespeare bis Fitzek, das Repertoire ist vielfältig. Angefangen hat alles, als Flavio im Gymnasium Olten war, dort zunächst den Musical-Chor besucht und dann ins Schauspielfach wechselte. Doch das ist eine andere Geschichte...

«Habe den Mut, den eigenen Weg zu gehen.»

Anna Seelig hat an der Seite ihres Ehemannes Joachim Seelig fünf Jahrzehnte am Biozentrum geforscht. Im Gespräch erzählt sie von ihrer Kindheit auf dem Land und wie es damals als Frau in der Forschung war. Ihre Biographie ist eine Geschichte vom Anderssein und vom Mut, den eigenen Weg zu gehen. Interview · Katrin Bühler



Du bist immer noch häufig hier zu sehen. Fühlst du dich dem Biozentrum noch verbunden?

Ich darf hier am Biozentrum noch einen Schreibplatz, einen Stuhl und einen Computer im Büro von Susanna Notz benutzen, dafür bin ich sehr dankbar. Ich schreibe immer noch Artikel und Reviews. Erst kürzlich habe ich einen bei «Biochimica et Biophysica Acta» eingereicht¹. Es ist ein wissenschaftlicher und zugleich auch persönlicher Artikel in Erinnerung an Joachim. Manchmal besuche ich auch Veranstaltungen, zuletzt Stephan Grzesieks Abschiedssymposium. Über unsere Arbeit waren wir verbunden, deshalb war es mir wichtig hinzugehen.

Du bist in der Schweiz geboren. Was sind deine ersten Erinnerungen?

Meine frühesten Kindheitserinnerungen habe ich aus Genf. Dort lebten wir bis ich fünf Jahre alt war. Diese Zeit war paradiesisch – wir hatten ein Haus mit grossem Garten, der direkt an den Fluss Arve grenzte. Auf der anderen Seite des Flusses lag Frankreich. Ich bin dort sehr behütet aufgewachsen.

Was haben deine Eltern gemacht?

Mein Vater, Hans Löffler, war Mediziner und Mikrobiologe. Meine Mutter, Anna Maria Löffler-Pfister, wie damals üblich, Hausfrau. Sie hätte gerne Botanik studiert, durfte aber nicht, weil sie meinen Vater schon im Tanzkurs kennen gelernt hatte. Da hiess es: Sie wird bald heiraten, braucht also nicht zu studieren.

Sie hat dann eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert. Ihre Liebe zu Pflanzen hat sie später in ihren Gärten ausgelebt.

Und wo habt ihr nach der Zeit in Genf gelebt?

Meine Eltern sind mit uns – mir, meiner Schwester und meinem Bruder – aufs Land gezogen, in die Nähe von Bern. Für meine Mutter war es ein Kulturschock, sie kam aus Zürich. Wir fühlten uns wie Fremde und spürten, dass wir irgendwie nicht dazugehörten.

An was denkst du konkret?

Im Winter hatten wir zum Beispiel einmal eine Theateraufführung. Wir waren Schneeflöckchen und sollten alle ein weisses Röckchen anziehen. Ich hatte aber keins. Hätte ich meine Mutter gefragt, hätte sie mir mein ecru-farbenes, besticktes Röckchen empfohlen, das so anders war. Aber ich zog einfach das an, was ich die ganze Woche schon anhatte, ein dunkelbraun-rot kariertes Kleid. Die Lehrerin hat mich entsetzt angeschaut, aber ich musste trotzdem auf die Bühne. So war ich das einzige dunkelbraune Schneeflöckchen zwischen den ganzen weissen. Mit der Zeit habe ich damit umzugehen gelernt, hin und wieder aus der Reihe zu fallen, auch dank der etwas unkonventionellen Art meiner Eltern. Als ich 15 war, sind wir nach Riehen bei Basel gezogen.

Wurde es dann einfacher?

Auch hier war das Ankommen erst

nicht so leicht. Ich sprach Französisch und Berndeutsch, aber nicht den Basler Dialekt. Ich habe nachts heimlich geübt und versucht, meinen Basler Grossvater Wilhelm Löffler nachzuahmen. Mit der Zeit hat sich das Gefühl des Andersseins gelegt. Auch hatte ich gelernt mich nicht einengen zu lassen und zu versuchen, meinen eigenen Weg zu gehen.

In Basel warst du auf dem Gymnasium. War das damals üblich für ein Mädchen?

In Basel schon, in Bern nicht. Eigentlich sollte ich ein Lehrerseminar besuchen, weil ich gut mit Kindern umgehen konnte. Nur sehr wenige Schüler gingen damals in Bern schon mit zehn Jahren ans Gymnasium. Doch bei einer Mutprobe, bin ich von einem Dach gesprungen, und hatte meinen Rücken so verstaucht, dass ich fast ein Jahr nicht zur Schule gehen konnte. Danach kam ich auf eine private Schule und der Lehrer dort sagte: Die gehört ins Gymnasium. Der Unfall war am Ende also ein Glücksfall. In Basel ging ich dann ins Mädchengymnasium am Kohlenberg.

Und nach der Matur wolltest du Medizin studieren...

Anfangs wollte ich Theologie studieren. Philosophie und Religionen, das hat mich alles beschäftigt. Wir hatten eine der ersten Theologinnen als Lehrerin, mit ihr haben wir viel diskutiert. Doch schliesslich habe ich mich für Medizin entschieden. Ich dachte, das ist sicher

nicht falsch, da kann man etwas Gutes tun. Doch ein Praktikum am Kinderspital in Genf bei zerebral gelähmten Kindern und ein Studentenjob als Nachtwache hier am Kantonsspital haben mir die Augen geöffnet. Ich konnte die Situationen mit den Schwerstkranken kaum ertragen, fühlte mich hilflos und nutzlos. Mir ist dann klar geworden, dass Medizin nichts für mich ist und dass es mir darum geht, etwas von Grund auf zu verstehen.

Wie bist du zur Chemie gekommen?

Schon im Medizinstudium habe ich gemerkt, dass mich Chemie interessiert. Ich habe dann meinen Vater gefragt, was er davon halte. Und er meinte: «Ja, warum nicht, wenn dich das interessiert». Das hat mich bestärkt. Und so bin ich von der Anatomie in die Anorganik nebenan gezogen.

Wie war der Wechsel?

In der ersten Woche kam Prof. Fallab ins Praktikum. Er kannte mich schon von den Medizinervorlesungen und fragte: «Fräulein Löffler, was machen Sie denn hier?» Ich sagte: «Ich studiere jetzt Chemie und möchte später Biochemie machen.» Er antwortete: «Studieren Sie richtige Chemie und lassen Sie diesen Dreck.» So sprach man damals. Frauen gab es nur sehr wenige, aber das hat mich nicht gestört. Im Studium kam ich schnell voran, nach sieben Semestern war ich fertig, schwieriger wurde es erst später.

Inwiefern?

Forschung hat mich fasziniert. Ich wollte daher weitermachen und promovieren. So habe ich mich für meine Dissertation unter anderem beim berühmten Prof. Eschenmoser an der ETH Zürich beworben. Er meinte, er hätte zwar noch nie eine Doktorandin gehabt, würde aber schon ein Thema für eine Frau finden.

Aber schliesslich bist du doch in Basel geblieben?

Ja, denn Gerhard Schwarz wurde kurz zuvor ans Institut für Physikalische Chemie berufen. Er sagte in der Vorlesung er suche Doktoranden und mache

schnelle Kinetik und Kernmagnetische Resonanz (NMR). Während meines Studiums hatte ich in der Physik einen Zusatzkurs in NMR absolviert und wollte die Technik weiter vertiefen. Schwarz meinte dann, NMR mache er nicht selber, aber es käme da noch jemand aus Amerika, den würde er fragen. Ich solle in drei Wochen wiederkommen. Ich kam wieder und Schwarz sagte, der «Amerikaner» wolle mich nicht. Und so promovierte ich bei Gerhard Schwarz über schnelle Kinetik.

Und der «Amerikaner»?

Das war Joachim. Später stellte sich heraus, dass er nie gefragt worden war. Wir haben uns von Anfang an gut verstanden. Und als er 1972 ans Biozentrum berufen wurde und das erste NMR-Gerät angeschafft hatte, arbeiteten wir zusammen. Endlich konnte ich NMR machen.

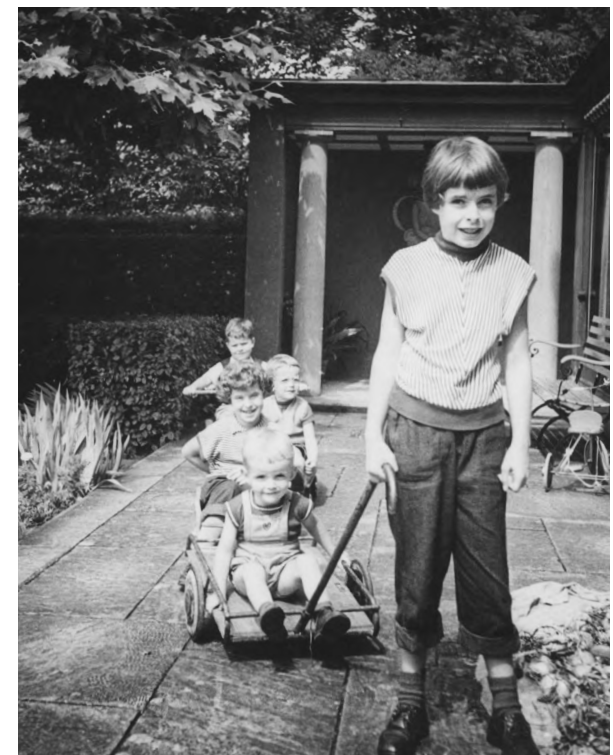
Also Ende gut alles gut?

Nein, das wäre zu einfach. Joachim und ich hatten in der Zwischenzeit geheira-

tet und es hiess: Man kann nicht beim Ehemann arbeiten. Die Professoren auf dem Stockwerk sagten, ich dürfte bei ihnen, aber nicht bei Joachim arbeiten. Ich habe dann trotzdem bei Joachim gearbeitet und einfach auf den Lohn verzichtet. Wir konnten von einem Gehalt leben; arbeiteten viel und gaben wenig aus. Nach einem wissenschaftlich erfolgreichen Jahr, legte sich der Widerstand langsam. Vielleicht kam mir hier mein Training als Kind zu Gute, trotz Gegenwind den eigenen Weg zu gehen.

Als Ehepaar in der Forschung, habt ihr auch daheim über eure Arbeit weiterdiskutiert?

Joachim hat das strikt getrennt. Er war sehr strukturiert, auch zeitlich. Abends hat er immer Literatur gelesen. Ich bin der Typ, der Tag und Nacht über Wissenschaft reden könnte, ich denke innerlich immer weiter. Und mit drei Kindern und Teilzeitarbeit konnte ich oft erst am Abend loslegen – schreiben war Entspannung. Joachim hat mich bewusst unabhängig werden lassen.





«Im Biozentrum ging es damals sehr familiär zu, es wehte der Geist der 1968er. Wir machten gemeinsame Ausflüge und feierten viele Feste.»

Alumni Basel

Studium, PhD, Postdoc – und dann?

Der Schritt von der Uni in die Berufswelt ist oftmals nicht so leicht. Orientierung bietet das Alumni-Mentoringprogramm «It's a match!», das 2023 gemeinsam von der Nachwuchsförderung der Universität Basel und der Ehemaligenvereinigung Alumni-Basel ins Leben gerufen wurde. Das Programm steht Studierenden aller Fachrichtungen und Qualifikationsstufen offen, von Bachelor-Studierenden über Doktoranden bis hin zu Postdocs. Es bringt sie mit Ehemaligen zusammen, die ihnen als Mentorinnen und Mentoren in beruflichen wie auch persönlichen Belangen zur Seite stehen. Jeder Mentee bekommt dabei einen Sparring Partner aus der eigenen Fachrichtung zugeteilt. Bei der diesjährigen Ausschreibung fanden 80 Studierende ihren «Match». Die nächste Ausschreibungsrunde beginnt im Juli 2026.

Joachim hat damals das Marie Heim-Vögtlin Programm ins Leben gerufen, ein Förderprogramm für Mütter in der Forschung. Was gab den Ausschlag?

Ich habe nach der Geburt des dritten Kindes fünf Jahre ausgesetzt. Ich bekam dann ein unerwartetes Stellenangebot, doch dann hat mir Joachim eine Stelle angeboten. Die habe ich gerne angenommen und kam so problemlos wieder rein. Viele Mütter bekamen keine Chance weiterzuforschen. Und so kam Joachim auf die Idee für ein Stipendium, das im Rahmen des Schweizer Nationalfonds Wissenschaftlerinnen mit Familie den Wiedereinstieg erleichtern sollte. Joachim war ein Impulsgeber und Brückenbauer, auch zwischen der Wissenschaft und Industrie. Später schuf er die Werner-von-Siemens-Fellowships, heute heissen sie Biozentrum PhD Fellowships.

Hattest du in deiner Karriere ein Vorbild?

Meine Grosstante, Martha Herzog, sie war eine der frühen Ärztinnen in Basel. Und meine Tante väterlicherseits Susanna Woodtli-Löffler. Sie hat ein interessantes Buch über die Frauen-Emanzipation geschrieben. Beim Blättern in diesem Buch stiess Joachim auf Marie

Heim-Vögtlin, die erste Schweizer Ärztin, und benannte dann das Stipendium nach ihr.

Was würdest du jungen Forschenden heute auf den Weg geben?

Versuche herauszufinden, was dir wirklich gefällt. Und wenn es dir nicht gefällt, habe den Mut, das Fach zu wechseln. Frage nach dem «Wie» und «Warum». Und wenn dir Fragen oder Antworten beim Geschirrspülen oder Kochen einfallen, dann hast du den richtigen Beruf gefunden. ■

¹ Anna Seelig. *From lipid bilayers to the innate immune system. Contribution to the special Biochimica et Biophysica Acta issue dedicated to Joachim Seelig. Will be published in Jan. 2026*

Neue Mitarbeitende



Matthias Schneider
Postdoc
Gruppe Hiller



Anne-Lena Moor
Postdoc
Gruppe Brückner



Maria Molina Anton
Doktorandin
PhD Fellow



Catia Carvalho Mendes
Postdoc
Gruppe Mango



Tiziana Tettamanti
Admin. Assistentin
Gruppe Arber/Donato



Loïc Ducarre
Lernender
Mech. Werkstatt



Giulio Marano
Doktorand, Gruppe
Keller Valsecchi



Aino Paasinen Sohns
Techn. Mitarbeiterin
Gruppe Keller Valsecchi



Matthias Ostermaier
Wiss. Mitarbeiter
Proteomics



Amy Foo Guest
Postdoc
Gruppe Bumann



Daniela Sabato
Laborantin
Gruppe Jenal



Joanne Braunweiler
Doktorandin
Gruppe Dehio



Tim Dullweber
Postdoc
Gruppe Brueckner



Leo Flehinghaus
Doktorand
PhD Fellow



Vladimir Panteleev
Doktorand
Gruppe Li



Lijia Ji
Doktorand
Gruppe Lim



Noemi Henselmann
Laborantin
Gruppe Dehio



Inayat Ullah Irshad
Postdoc
Gruppe Zavolan



Helen Atassi
Laborantin
Gruppe Bumann



Lucrezia Camilla Ferme
Postdoc
Gruppe Schier



Staf Clement
Doktorand
Gruppe Spang



Trian Nuredini
Doktorand
Gruppe Spang



Héctor Fritz Garcia
Doktorand, Gruppe
Keller Valsecchi



Jona Arnold
Mitarbeiter
Zentrallager



Nikolai Klena
Postdoc
Gruppe Engel



Hannah Soyka
Doktorandin
PhD Fellow



Viktoria Rösch
Laborantin
Gruppe Hall



Nitish Kumar Sahani
Doktorand
Gruppe Arber

